

## Alte Helden. Postheroismus im 19. Jahrhundert (Keller, Raabe)

### 1.

Eine der schönsten Rückkehrer-Szenen der deutschsprachigen Literatur stammt aus der Feder von Gottfried Keller. Sie bildet zugleich den novelistischen Wendepunkt der 1856 im ersten Teilband der *Leute von Seldwyla* (1856, 1873/74) erschienenen Novelle *Pankraz, der Schmoller*.<sup>1</sup> Die auf den ersten Blick überaus schlicht anmutende Erzählung handelt von einem eigensinnigen »Knaben von vierzehn Jahren« (LvS, 14), der eines Tages nach einem Streit mit der übermütigen Schwester von zuhause ausreißt. Die Schwester nämlich hat sich am Vorabend zum wiederholten Mal über das karge Abendessen – den wohl berühmtesten »Kartoffelbrei« (LvS, 15) der Weltliteratur – hergemacht, sodass dem Bruder nur ein »unansehnliche[s], kalt gewordene[s] Restchen« (LvS, 18) übrigbleibt. Dieser abermalige Verstoß gegen die »Ordnung« (LvS, 29) ist Pankraz »zu viel« (LvS, 18) und er verschwindet ohne ein Wort des Abschieds oder der Erklärung:

Ohne zu essen, ging Pankraz hungrig in seine Kammer, und als ihn am Morgen seine Mutter wecken wollte, daß er doch zum Frühstück käme, war er verschwunden und nirgends zu finden. Der Tag verging, ohne daß er kam, und eben so der zweite und dritte Tag. Die Mutter und Estherchen gerieten in große Angst und Not; sie sahen wohl, daß er vorsätzlich davon gegangen, indem er seine Habseligkeiten mitgenommen. Sie weinten und klagten unaufhörlich, wenn alle Bemühungen fruchtlos blieben, eine Spur von ihm zu entdecken, und als nach Verlauf eines halben Jahrs Pankrazius verschwunden war und blieb, ergaben sie sich mit trauriger Seele in ihr Schicksal, das ihnen nun doppelt einsam und arm erschien. (LvS, 18)

Der unmittelbare Anlass zu Pankraz' Flucht scheint also überaus banal; Pankraz' Groll hingegen ist wahrhaft groß – so groß, dass er erst nach »fünfzehn« (LvS, 18) Jahren wieder in sein Elternhaus zurückkehren soll. »Das war ein langes und gründliches Schmollen« (LvS, 18), stellt der Erzähler lakonisch fest. Von der Reise des mürrischen Titelhelden über das Meer nach Indien und schließlich nach Afrika erfährt der Leser jedoch vorerst nicht mehr. Auch die Schilderung von Pankraz' in der Ferne erlebten Abenteuern wird erst einige Buchseiten später in Form einer in den Haupttext

---

<sup>1</sup> Keller 2000, Bd. 4, 13–73; Nachweise aus dieser Ausgabe im Folgenden unter der Sigle LvS im laufenden Text.

eingeschobenen Binnengeschichte nachgeholt. Dem Erzähler ist zunächst offenbar mehr daran gelegen, den Moment festzuhalten, in dem der seit Jahren Vermisste in seine Heimatstadt zurückkommt. Dieser Ankunftsszene und der sich daran anschließenden *anagnorisis*-Szene zwischen dem Sohn und seiner treuen Mutter, die all die Jahre geduldig auf ihn gewartet hat, geht eine eigentümliche Prozession voraus. Schauplatz dieser Szene ist Seldwyla, ein kleines, sprichwörtlich verschlafenes Schildbürgerstädtchen »irgendwo in der Schweiz« (LvS, 7), in dem es schon eine erzählenswerte Neuigkeit bedeutet, wenn der Schuhmacher einmal laut niest: »Hupschi!« (LvS, 19). Als sei damit irgendein geheimes »Zeichen« (LvS, 20) gegeben, treten die Seldwyler »einer nach dem andern« (ebd.) vor die Türe und versammeln sich zu einer »kleinen Nachmittags-Unterhaltung« (ebd.). Sie bleiben jedoch nicht lange unter sich, denn plötzlich erscheint »ein fremder Leiermann mit einem schön polierten Orgelkasten« (ebd.) auf dem kleinen Dorfplatz, was dem Erzähler zufolge »eine ziemliche Seltenheit« (ebd.) ist, zumindest »in der Schweiz« (ebd.). Ihm folgt nur wenige Zeit später ein »anderer Herumtreiber« (ebd.), der den verblüfften Kleinstädtern allerlei wilde Tiere präsentiert: darunter ein »Adler aus Amerika« (ebd.) und ein »großer Bär« (LvS, 21), der alsbald einen »possierlichen« (ebd.) Tanz aufführt und dabei »von Zeit zu Zeit unwirsch brummt[e]« (ebd.). Damit nicht genug, »schwankt[e]« (ebd.) schließlich noch ein »mächtiges Kamel« (ebd.) auf den Platz, das – so steht es wortwörtlich im Text – »von mehreren Affen bewohnt« (ebd.) wird. Das seltsame »Spektakel« (ebd.) ist damit aber noch keinesfalls zu Ende. Die »größte Merkwürdigkeit dieses Tages« (ebd.) steht vielmehr noch aus. Es ist der seit Jahren vermisste Sohn, der mit einem Mal »in einem offene[n] Reisewagen« (ebd.) vorgefahren kommt:

In dem Wagen saß ein Mann, der eine Mütze trug wie die französischen Offiziere sie tragen, und eben so trug er einen Schnurr- und Kinnbart und ein gänzlich gebräuntes und ausgedörrtes Gesicht zur Schau, das überdies einige Spuren von Kugeln und Säbelhieben zeigte. Auch war er in einen Burnus gehüllt, alles dies, wie es französische Militairs [sic] aus Afrika mitzubringen pflegen, und die Füße stemmte er gegen eine kolossale Löwenhaut, welche auf dem Boden des Wagens lag; auf dem Rücksitze vor ihm lag ein Säbel und eine halblange arabische Pfeife neben anderen fremdartigen Gegenständen. Dieser Mann sperzte ungeachtet des ernsten Gesichtes, das er machte, die Augen weit auf und suchte mit denselben rings auf dem Platze ein Haus, wie einer, der aus einem schweren Traume erwacht. Beinahe taumelnd sprang er aus dem Wagen, der von ungefähr auf der Mitte des Plätzchens still hielt; doch ergriff er die Löwenhaut und seinen Säbel und ging sogleich sicherem Schrittes in das Häuschen der Witwe, als ob er erst vor einer Stunde aus demselben gegangen wäre. (LvS, 22)

Aus dem einstigen Knaben mit den »grauen Augen und [den] ernsthaften Gesichtszügen« (LvS, 14), der ganze Tage lang faul im Bett zugebracht hat, ist offenbar ein »gemachter Mann« (LvS, 26) geworden, der sich mit allerlei Waffen und exotischen Trophäen schmückt – und seine ahnungslose Mutter in Schrecken versetzt. Beim Anblick des »fremden Kriegsmannes« (LvS, 23) schreien Mutter und Schwester »laut auf« (LvS, 22) und wagen sich »nicht zu regen« (LvS, 23). Die erste, die ihre Fassung und ihren »guten Humor« (LvS, 24) wiederfindet, ist die Schwester: »Was ist dies nur für ein Pelz? Was ist dies für ein Ungeheuer?« (ebd.), fragt sie den zurückgekehrten Bruder, während sie die auf dem Boden liegende »Löwenhaut an dem langen gewaltigen Schwanz« (ebd.) packt. Dieses »Ungeheuer« (ebd.), erwidert der Bruder, sei bis vor Kurzem noch »ein lebendiger Löwe gewesen« (ebd.), den er in der Wüste Algeriens erlegt habe und seitdem bei sich trage, zum Zeichen, dass er fortan »umgänglich und freundlich« (LvS, 70) sein wolle. In Pankraz' Worten:

Dieser Bursche war mein Lehrer und Bekehrer und hat mir zwölf Stunden lang so eindringlich gepredigt, daß ich armer Kerl endlich von allem Schmollen und Bösseln für immer geheilt wurde. Zum Andenken soll seine Haut nicht mehr aus meiner Hand kommen. (LvS, 24)

Folgt man der Selbstauskunft der Figur, dann handelt es sich bei Kellers Novelle um eine ins Register des Komischen transferierte Konversions-Geschichte, die davon erzählt, wie ein zum Eigensinn neigender, verstockter Knabe in der Fremde und im Militär sein mürrisches Gehabe ablegt und als ein gemachter Mann und friedfertiger Zeitgenosse zu den Seinen zurückkommt.<sup>2</sup> Bei näherem Hinsehen stellt sich diese (gängige) Lesart von Kellers Novelle jedoch als unzureichend heraus. Unter ihrer scheinbar so schlichten Oberfläche verbirgt sich ein antiker Subtext. Denn in dem Mann mit dem Löwenfell kommt nicht nur ein verlorener und angeblich geläuterter Sohn heim; in ihm kehrt auch ein alter Heros wieder.

---

<sup>2</sup> Dass die Geschichte einen positiven Ausgang nimmt, heben insbesondere ältere Studien hervor, die von einem Prozess der »Menschwerdung« (Richter 1960, 94) oder einer erfolgreichen »Heilung« sprechen (Böschenstein 1979, 148). Kritischer fallen dagegen die Deutungen von Kaiser 1981, Plumpe 1985, Pfotenhauer 2000, Begemann 1997 und Eßlinger 2017 aus.

## 2.

Die Referenzen auf den Herakles-Mythos – bzw. besser: die Herakles-Mythen<sup>3</sup> – in Kellers Novelle sind zahlreich und zum Teil tief in den verschiedenen Schichten des Textes versteckt. Erwähnt seien hier nur der Kampf mit dem nemeischen Löwen aus Algerien, von dem Pankraz im Fortgang der Erzählung noch ausführlicher berichten wird, und die eher beiläufig erzählte Tötung eines »ungeheuren rauen Ebers« (LvS, 43). Sind damit schon zwei der Aufgaben genannt, die Herakles im Dienst des Eurystheus erfüllt haben soll, verstärkt Keller diese Analogie noch dadurch, dass er seinen Helden in Liebe zu einer britischen Gouverneurstochter entflammen lässt, die bezeichnenderweise »Lydia« (LvS, 34) heißt und damit schon in ihrem Namen auf jene lydische Königin verweist, in deren Dienst der griechische Heros gestanden haben soll. Im Haus dieser modernen Omphale verrichtet Pankraz (wie aus der erst später erzählten Binnengeschichte hervorgeht) während seiner Militärzeit in Britisch-Indien als Faktotum des Gouverneurs niedere, weiblich konnotierte Arbeiten. Nur die erneute Flucht in die französische Armee nach Algerien schützt ihn davor, wie Herakles seinen Verstand zu verlieren und zu einem »Tollhäusler« (LvS, 50) zu werden.

Wenn sich in diesen Episoden einige der Grundzüge des Herakles-Mythos komprimieren, so weist Kellers Novelle gegenüber ihrer Vorlage doch einige signifikante Verschiebungen auf. Denn obwohl der Titelheld von Kellers Erzählung gleich mehrere der Taten vollbringt, um die sich die antiken Erzählungen von Herakles ranken, erweist er sich gegenüber seinem mythologischen Vorbild als ein in den Dimensionen stark verkleinerter Held. Darauf deuten nicht nur das kleinteilige Setting der Erzählung und der komisch-exotische Aufzug hin, der Pankraz' Einzug vorausgeht: Seine Vorhut besteht bezeichnenderweise aus einer Reihe von Zirkustieren. Auch die Handlung nimmt am Ende eine moderne Wendung, wenn der Held, anstatt in Wahnsinn zu verfallen, wie in Euripides' *Herakles*, oder sich, wie bei Sophokles (*Die Trachinierinnen*), auf dem Gipfel des Oita selbst zu verbrennen, ins Haus seiner Mutter heimkehrt. Konnte man die Selbstverbrennung des Herakles in der Antike noch als Apotheose verstehen, so verläuft Pankraz' Lebensweg demgegenüber nach einem dezidiert modernen, nämlich regressiven Muster: Statt zu seiner Braut kehrt er als Junggeselle zu Mutter und Schwester zu-

---

<sup>3</sup> »Es gibt nicht den Herakles-Mythos als den gleichsam monolithischen Ausgangspunkt aller nachantiken Herakles-Bilder«, heißt es bei Bernd Effe einschränkend (Effe 1994, 15).

rück.<sup>4</sup> Tatsächlich geht es auf der anschließenden Wiedersehensfeier »wie auf einer kleinen Hochzeit« (LvS, 25) zu. Dazu passt, dass das hervorstechende stilistische Merkmal der Erzählung das Diminutiv ist. Das Haus der Witwe etwa ist eigentlich ein »Häuschen« (LvS, 25), der Bach aus Butter, der durch das umkämpfte »Kartoffelgebirge« (LvS, 16) fließt, ein »Bächlein« (ebd.) und der erwachsene Sohn ein »Söhnlein« (ebd.). Schon Walter Benjamin hat in seiner Besprechung der Werke Gottfried Kellers darauf hingewiesen, dass die Antike in Kellers Romanen und Erzählungen dem »Formgesetz [...] der Schrumpfung«<sup>5</sup> unterworfen sei. Die Schriften des Schweizer Dichters, heißt es bei Benjamin, seien »[v]on dieser echten und verhutzten Antike« (ebd.) randvoll. Ist Pankraz, der Schmoller am Ende also doch nur ein Pankräzchen? Kein Alles-Beherrscher – griech. *pankráttos* bedeutet »der alles Beherrschende« –, sondern nur die moderne Karikatur davon?

Wenn Keller den Auftritt seines Helden Pankraz mitsamt herkulischem Löwenfell auf einen Jahrmarktszug folgen lässt, dann enthält diese karnevaleske Inszenierung zweifellos die Elemente zu einer solchen Antiken-Parodie.<sup>6</sup> Mit dieser humoristischen Darbietungsweise reagiert Keller offenkundig darauf, dass Herakles im 19. Jahrhundert zu einer Jahrmarktsfigur geschrumpft ist, wie überhaupt die Bestände der Antike im Zeitalter des Historismus vorwiegend als Ramsch und Nippes überdauern.<sup>7</sup> Andererseits scheint das Verhältnis von Kellers Erzählkunst zu den antiken Vorbildern zu essenziell, um allein im Modus der Distanznahme beschrieben werden zu können. Worin bestehen also, als Gegenstück zur kleinbürgerlichen Miniaturisierung und Parodie, der Ernst und die Fülle, um nicht zu sagen: die Schwere seiner Erzählung?

### 3.

Hierzu gilt es zunächst die anderen mythologischen Bezüge zu beachten, die in den Text eingewoben sind. Denn Pankraz tritt keineswegs nur als Herakles-Imago in Erscheinung.<sup>8</sup> In seinem Schmollen spiegelt sich auch – wieder in einer modern-prosaischen Schwundform – der Zorn des Achill.

<sup>4</sup> Zu diesem Aspekt siehe Kaiser 1981, 280–293.

<sup>5</sup> Benjamin 1980, 289.

<sup>6</sup> Pankraz' Ankunft im Dorf stellt einen ins Komische verzerrten Herrscher-Einzug dar. Zu Ablauf und Funktion des antiken *adventus* siehe Lehnens 1997.

<sup>7</sup> Zu Kellers Kritik am Umgang mit den Beständen der Antike siehe Zierlein 1989; zu Herakles als Jahrmarktsfigur siehe Oettermann 1994.

<sup>8</sup> Zu Pankraz als »neuem Herakles« siehe Kaiser 1981, 294.

Noch stärker jedoch als der Verweis auf Achill ist die im Text gleich auf mehreren Ebenen hergestellte Verbindung zu einem anderen antiken Helden zu gewichten, der am Kampf um Troja beteiligt war, nämlich Odysseus. Während die Anspielung auf Achills Groll eher impressionistischer Natur ist, kommt der *Odyssee* die Bedeutung eines Intertextes zu. Denn auch die Geschichte von Pankraz' Heimkehr lässt sich in Auszug, Irrfahrt und Rückkehr untergliedern und folgt demnach der für den antiken *nostos* charakteristischen triadischen Erzählstruktur.<sup>9</sup> Der Erzähler stellt aber auch dadurch eine Verknüpfung zu Homers *Odyssee* her, dass er den gerade einmal dreißigjährigen Titelhelden als »alte[n]« (LvS, 27) Helden einführt, der nach seiner Rückkehr von den »neugierige[n]« (ebd.) Dorfbewohnern belagert wird »wie ein alter Heros in der Unterwelt von den herbeieilenden Schatten« (ebd.). Auch wenn der Name des homerischen Helden in Kellers Novelle an keiner Stelle explizit erwähnt wird, darf gemutmaßt werden, dass sich diese intertextuelle Anspielung auf den 11. Gesang der *Odyssee* dem damaligen bildungsbürgerlichen Lesepublikum erschlossen hat, zumal Keller auch in den paratextuellen Äußerungen zu den *Leuten von Seldwyla* auf Homer verweist. So heißt es in der Vorrede zum zweiten Teil des Novellenzyklus, dass sich seit Erscheinen der *Leute von Seldwyla* »etwa sieben Städte im Schweizerlande« (LvS, II, 7) darum »streiten« (ebd.) würden, »welche unter ihnen mit Seldwyla gemeint sei« (ebd.). »Jede dieser Städte« (ebd.), fährt der Verfasser fort, habe ihm »ihr Ehrenbürgerrecht angeboten für den Fall, daß er sich erkläre« (ebd.). Obwohl er zu bedenken gegeben habe, dass Seldwyla »eine ideale Stadt« (ebd.) sei, würden »einige der Städte [weiterhin] hartnäckig« (ebd.) versuchen, »sich ihres Homers schon bei dessen Lebzeiten [zu] versichern« (ebd.). Wie Klaus Jeziorkowski gezeigt hat, handelt es sich bei dieser Passage »um eine offene Anspielung« auf die antike Legende von den sieben Städten, die sich um die Ehre stritten, Homer hervorgebracht zu haben.<sup>10</sup> Keller selber hat sich also als ein moderner Homer verstanden – oder wie immer selbstdironisch mit dieser Idee gespielt – und damit eine Spur zum Verständnis seiner Dichtung ausgelegt, die den Leser und Interpreten anhält, einen Bogen vom 19. Jahrhundert zurück zur Antike zu spannen.<sup>11</sup> Worin aber besteht das Verbindende der über Jahre hinweg aufgehaltenen Heimkehr des gealterten Helden der *Odyssee* und Pankraz' adoleszenten Erlebnissen in Übersee und

<sup>9</sup> Keller ordnet die Ereignisse allerdings anders an als Homer: Er lässt seinen Helden zuerst nach Hause kommen und erzählt erst dann von dessen »Abenteuern«.

<sup>10</sup> Jeziorkowski 1971, 559; eine prägnante Version z.B. in *Anthologia Palatina* 16,297.

<sup>11</sup> Zu Keller als »moderinem Homer« siehe Menninghaus 1982, 8–9 und 91–144.

daheim in Seldwyla? Mit welchem (literarischen) Recht rückt Keller, noch einmal anders gewendet, seinen schmollenden Titelhelden in die Nachfolge des listigen Helden aus der *Odyssee*? Was macht die Fabel, die Keller erzählt, mit derjenigen Homers vergleichbar?

Um diese Frage im Detail zu erörtern, müsste man näher auf die Figur des Odysseus eingehen, die in neueren Interpretationen nicht mehr nur als Dulder, Abenteurer und von einer gefährlichen Neugierde beflügelter Reisender verstanden wird, der die Grenzen der bekannten Welt überschreitet, sondern zunehmend auch als Gewaltakteur.<sup>12</sup> Zeigen müsste man außerdem, dass Seldwyla von Keller als ein geradezu mythischer Ort der unentrinnbaren Heimkehr beschrieben wird, dessen Gewöhnlichkeit das Gepräge einer zeitlosen Schicksalhaftigkeit trägt. Seldwyla – so viel sei gesagt – ist keineswegs nur der Ort in der deutschsprachigen Literatur mit der »höchsten Sonnenscheindauer«, wie Winfried Menninghaus es einmal so schön formuliert hat.<sup>13</sup> Es ist zugleich ein Ort »mythischer Gewalten«, dem man nicht entfliehen kann.<sup>14</sup> Diese Zirkularität ist es jedoch nicht allein, auf die es Keller mit seinem Vergleich ankommt. Was ihn am antiken Schema des *nostos* fasziniert, ist vielmehr das Element der Gewalt, von der keine Heimkehrer-Erzählung frei ist.<sup>15</sup> Die Rückkehr des Odysseus ist ja nicht allein deshalb problematisch, weil sie die Frage aufwirft, ob Odysseus noch mit demjenigen identisch ist, der vor zwanzig Jahren in den Krieg gezogen ist. Als erste »Revivilisierungsgeschichte der Weltliteratur«<sup>16</sup> behandelt die *Odyssee* zugleich die Frage, ob derjenige, der zwanzig Jahre auf dem Schlachtfeld zugebracht hat, seine Vergangenheit als Krieger hinter sich lassen, die Spirale der Gewalt durchbrechen, das Blutbad beenden und Frieden stiften kann.<sup>17</sup> Dass diese Problematik noch den Kern von Kellers Erzählung bildet, wird schon darin deutlich, dass es sich auch bei seinem Helden um einen Legionär,

---

<sup>12</sup> Vgl. Ransmayr 2010; Meineck/Konstan 2014.

<sup>13</sup> Menninghaus 1982, 92.

<sup>14</sup> Ebd., 93.

<sup>15</sup> Zur Gewalt als Element des antiken Heimkehrer-Epos und der Tragödie siehe Wild 2015, 46–47.

<sup>16</sup> Sloterdijk 2016, 254.

<sup>17</sup> »Was die Odyssee in zwanzig von vierundzwanzig Gesängen feierte«, schreibt Peter Sloterdijk, »ist die Möglichkeit, einen monströsen zehnjährigen Krieg auf fremdem Terrain im Rücken zu haben, zu welchem zehnjährige nautische und erotische Verhängnisse auf Inseln und Meeren hinzukommen, und dennoch am Ende wieder ein Griechen unter seinesgleichen zu werden, ein Freund unter Freunden, ein Hausherr neben der Gattin, mit einem Wort: ein Mann, dem die Heimkehr in den Frieden gelingt.« (ebd.).

also um einen Kriegsheimkehrer handelt.<sup>18</sup> Denn der verlorene Sohn ist in Wirklichkeit ein »böser« (LvS, 23) Oberst: ein Muster-Soldat, der im Dienste der »französisch-afrikanischen Armee« (LvS, 66) an »mörderlichen« (LvS, 62) Kampagnen gegen die einheimische Bevölkerung teilgenommen, den »Burnusträgern die lächerlichen turmartigen Strohhüte« (LvS, 67) heruntergeschlagen und ihnen »die Köpfe zerbläu[t]« (ebd.) hat.

Signifikant ist, dass diese Grausamkeiten (die auf historische Kampfhandlungen anspielen, die selbst nach kolonialen Maßstäben für ihre besondere Brutalität bekannt sind) *nicht* im Haupttext erwähnt werden, sondern nur in der Binnengeschichte, die von Pankraz selbst erzählt wird. Wie in der *Odyssee*, in der die so genannten »Abenteuer«-Erzählungen (9.–12. Gesang) nicht vom Erzähler, sondern von Odysseus selbst vorgetragen werden, ist es also auch in Kellers Novelle der Figur selbst überlassen, von ihren gefahrvollen Erlebnissen in der Fremde zu berichten. Anders aber als bei Homer, dessen Protagonist am Hof der Phäaken mit seinen Erzählungen zu Ruhm gelangt und damit erst die Voraussetzung schafft, um erfolgreich nach Ithaka heimkehren zu können, bleiben die Heimkehr des Helden von Kellers Novelle und sein Reisebericht ohne Resonanz.<sup>19</sup> Der Marktplatz von Seldwyla hat sich nämlich just in dem Moment wieder geleert, als Pankraz endlich erscheint. Der Platz, heißt es unmittelbar vor der Schilderung seines Einzuges, ist wieder so »still« (LvS, 21) wie zuvor, sodass ausgerechnet zum Empfang des Helden niemand anwesend ist. Pankraz' Bemühungen um einen möglichst glanzvollen Auftritt waren mithin vergeblich. Noch wichtiger aber ist, dass er auch später im Kreis seiner Verwandten mit seiner Geschichte kein Gehör findet. Denn bei dem Bericht, den er am Abend nach seiner Rückkehr von seinen militärischen Erlebnissen in Indien und Algerien abstattet, verliert er seine beiden Zuhörerinnen: »Mutter und die Schwester«, heißt es, »hatten die Köpfe gesenkt und nickten, schon nichts mehr sehend noch hörend, schlaftrunken mit ihren Köpfen [...]« (LvS, 38). Offenbar sind weder die verwitwete Mutter noch die ledig gebliebene Schwester dazu bereit, Pankraz' Erzählung aus dem Feld anzuhören. So ist Kellers Titelheld ein Herrscher ohne Volk und ein Erzähler ohne Publikum.

<sup>18</sup> Ausführlicher dazu siehe Eßlinger 2017.

<sup>19</sup> Auch in dieser Hinsicht stellt Kellers Novelle die Erzählung eines gescheiterten *nostos* dar; siehe Eßlinger 2017.

## 4.

In dieser Textbewegung manifestiert sich ein allgemeines Muster moderner deutschsprachiger Heimkehrer-Erzählungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In vielen dieser Geschichten nämlich stößt der Heimkehrer mit dem, was er aus der Ferne zu berichten weiß, auf taube Ohren, anstatt Interesse, Verständnis oder gar Anteilnahme zu wecken: Sei es, dass die Zurückgebliebenen während seines Berichts von ihm abrücken und sich wünschen, er wäre fort geblieben, wie etwa in Wilhelm Raabes Erzählung *Zum wilden Mann* (1885); sei es, dass sie ihn zum Schweigen verdammen, wie in dem Roman *Abu Telfan oder die Rückkehr vom Mondgebirge* (1867) ebenfalls von Wilhelm Raabe. Im Extremfall lehnen sie die Kommunikation sogar rundweg ab, sodass es, wie in Theodor Storms *Hans und Heinz Kirch* (1883), nie zu einer heilenden Aussprache kommt und das wechselseitig erlebte Gefühl der Fremdheit nie überwunden wird. Offenbar *will* man die Geschichten der Zurückgekehrten nicht hören – vor allem dann nicht, wenn sie, wie *Pankraz, der Schmoller* und *Abu Telfan*, überaus dunkle Kapitel aus der Geschichte des europäischen Kolonialismus berühren.

Indem die betreffenden literarischen Texte also vor allem die *scheiternde* Kommunikation zwischen den angekommenen Protagonisten und ihren daheim gebliebenen Zuhörern in Szene setzen, werfen sie aber nicht nur ein kritisches Licht auf den Heimkehrer selbst (der als eine zutiefst ambivalente Figur in Erscheinung tritt), sondern auch auf seine Herkunftsgesellschaft.<sup>20</sup> Denn oftmals sind auch die Vorgänge daheim nicht frei von Gewalt. Besonders eindrücklich beschrieben wird diese Konstellation in dem Roman *Abu Telfan oder die Rückkehr vom Mondgebirge* (1867) von Wilhelm Raabe.<sup>21</sup> Der Roman, der von der Forschung lange Zeit ignoriert wurde und deshalb nicht als bekannt vorausgesetzt werden kann, erzählt die abenteuerliche Geschichte eines jungen Mannes, Leonhard Hagebucher, der als Sohn eines Steuerinspektors in einem Dorf »irgendwo zwischen Stuttgart und Braunschweig«<sup>22</sup> aufwächst, in dem die Hecken so hoch sind wie die Angst vor allem Neuem und Fremden. Die Mütter sitzen zuhause und warten, dass ihre entlaufenen Söhne nach Hause kommen; die Väter vertreiben sich die Zeit »im Kreis der Aristoi, der Besten in Nippenburg« (AT, 95) im Wirtshaus zum »Goldenem

<sup>20</sup> Die Ambivalenz der Heimkehrer-Figur legt etwa Felicitas Hoppe in ihrem Aufsatz zu Raabes Roman *Abu Telfan* (1867) frei (Hoppe 2005, 119 u. 122–123).

<sup>21</sup> Raabe [1867] 1951; Nachweise aus dieser Ausgabe im Folgenden unter der Sigle AT im laufenden Text.

<sup>22</sup> Hoppe 2005, 118.

Pfau« (AT, 97), trinken auf ihr Wohl und auf das deutsche »Vaterland« (AT, 24) und kehren am Abend in ihr »Nest« (AT, 15) zurück, wo »über der Pforte« (ebd.) der Bibelspruch »Gesegnet sei dein Eingang und Ausgang« (ebd.) steht – und »hinter der Tür [...] der dicke Knüppel für unverschämte Bettelleute, Handwerksgesellen und fremde Hunde« (ebd.). Man weiß sich zu schützen in diesem »zweiundeinhalb Büchsenschuß« (ebd.) von der nächst größeren Stadt entfernt gelegenen Dorf: nicht nur gegen Hunde, sondern auch, wie sich bald zeigen soll, gegen die eigenen, fremd gewordenen Söhne. Man braucht dazu noch nicht einmal den Knüppel hinter der Tür hervorzuholen, denn »die lebendige[n] Hecken und stellenweise ein hölzernes Gitter« (AT, 16) ziehen bereits eine »Grenze[] gegen die übrige Welt« (ebd.). Dem poetisch veranlagten Sohn des Steuerinspektors ist diese deutsche »Gartenlauben«-Idylle (AT, 19) mit ihren »Gemüsefeldern, Blumenbeeten« (AT, 16) und »Lauben« (ebd.) nicht groß genug. Er kann vor lauter Frischluft nicht atmen und zieht in die Stadt. Dort studiert er Theologie, allerdings nur zum Schein: Eigentlich schreibt er Verse. Ein Streit mit einem Kommilitonen trägt ihm eine »Schmarre« (AT, 23) ein und setzt zugleich einen »Strich« (ebd.) sowohl unter sein Studium als auch »alle Hoffnungen, Erwartungen, Voraussetzungen« (ebd.) der Eltern.

Soweit die nur in Bruchstücken überlieferte Vorgeschichte dieser sonderbaren Heimkehrer-Erzählung, an deren Beginn, wie schon in Kellers Novelle *Pankraz, der Schmoller*, ein familiäres Zerwürfnis steht. Der Rest seines abenteuerlichen Lebens wird von Leonhard Hagebucher selbst einige Tage nach seiner Rückkehr im Kreis der herbeigeeilten Verwandten erzählt, allerdings nur in Auszügen. Allzu genau will es die Verwandtschaft nämlich nicht wissen und auch der Erzähler-Chronist hat an einer Abenteuererzählung im klassischen Sinne kein Interesse, zumal Hagebucher »seine mannigfältigsten, buntesten, gefahrvollsten, geheimnisvollsten Abenteuer nicht in Ägypten, Nubien, Abyssinien und im Königreich Dar-Fur erlebt[e], sondern da, wo aus alter Gewohnheit der mythische Name Deutschland auf der Landkarte geschrieben steht« (AT, 12). In stark geraffter Weise erfährt der Leser aus Hagebuchers Reisebericht von seinen scheiternden Versuchen, sich als »Lehrer einer Privaterziehungsanstalt« (AT, 24), Gelegenheitsdichter und Annonsenschreiber in Deutschland zu verdingen, von seiner Anstellung als »Kommissionär eines großen Hotels in Venedig« (ebd.) und »Kammerdiener einer belgischen Eminenz in Rom« (ebd.). Als ihn »der Zufall« (ebd.) nach Ägypten führt und dort in »die verfängliche Weltfrage der Durchstechung der Landenge von Suez« (ebd.) verstrickt, hofft er, sich doch noch beweisen zu können: Als »Sekretär des Sekretärs« (ebd.) des »Oberingenieurs Seiner

Hoheit des Vizekönigs von Ägypten« (ebd.) meint er einen maßgeblichen Beitrag zur Verständigung der Völker zu leisten. In seinen Träumen sieht er sich schon als gefeierter Held und Kulturvermittler in sein Vaterland heimkehren, um ihm und seinen Eltern »alle Ehre zu machen« (ebd.). Das »Schicksal« (ebd.) jedoch will es anders. Es führt ihn nicht in die Arme von Vater und Mutter zurück, sondern unter »Elfenbeinhändler« (AT, 26), die, mit der »Doppelbüchse« (AT, 27) in der Hand, »Handel mit den Leuten des Landes« (AT, 26–27) betreiben. Auf einem »Streifzug gegen die Baggaraneger« (AT, 27) werden sie überfallen und hingerichtet. Hagebucher jedoch überlebt. Als »Handelsartikel mit variierendem Wert« (AT, 28) wird er von einem afrikanischen Sklavenhändler über ein Jahrzehnt lang gefangen gehalten und »von Stamm zu Stamm« (ebd.) weitergereicht, bis ihn eines Tages ein Landsmann freikauf. »Ich war eben nicht für Lehnstuhl, Schlafröck und Pantoffeln geboren worden« (AT, 26), lautet die bittere Erkenntnis des »viel geplagt[en]« (AT, 9) »Kriegsgefangene[n]« (AT, 7), der, wieder daheim, als »ein schwarzer Sklav« (AT, 18) in die Familiengeschichte eingehen soll:

»Mein Kind, mein Kind, mein armes Kind!«, schluchzte die Mutter. »Wie habe ich mich um ihn gehärmst, und wie sieht er aus! Mein Kind ein Sklave – zwischen einem Ochsen und einem Kamel an einen Pflug gespannt! Und zehn Jahre lang nichts zu essen als saure Elefantenmilch und spanischen Pfeffer. O mein verlorenes Kind, mein Leonhard! Mein Kind ein schwarzer Sklav, ich fasse es nicht, ich fasse es nicht! Und daß wir ihn wiederhaben, daß er oben in seinem Bett liegt, dass wir hier mit dem Kaffee auf ihn warten, das kann ich, Gott mag es mir verzeihen, noch weniger fassen.« (18)

Als ein »schwarzer Sklav« ist der Sohn (der auch vom Erzähler zuweilen als »Afrikaner« (AT, 71) bezeichnet wird) der engen bürgerlichen Welt offensichtlich nicht mehr integrierbar, und mag er noch so bleich im Gesicht sein. Weitaus schlimmer als der Verdacht, dass der Sohn »verkaffert«<sup>23</sup> ist, wiegt für die Daheimgebliebenen jedoch der Umstand, dass er als »ein armer Mann aus der Fremde« (AT, 39) wiederkommt:

Die frohe Überraschung ging allmählich in eine mürrische, grübelnde Verstimmung über; – berechnen ließ sich hier nichts mehr, denn sämtliche Ziffern waren ausgelöscht, nur ein Fazit stand zuletzt klar da: »Der Bursche lief fort, weil er einsah, daß man ihn hier nicht gebrauchen könne; man hat ihn auch dort nicht gebrauchen können, er ist heimgekommen, und ich habe ihn wieder auf dem Halse!« (AT, 42),

<sup>23</sup> Als »Verkafferung« definiert das *Deutsche Kolonial-Lexikon* (1920) »das Herabsinken eines Europäers auf die Kulturstufe der Eingeborenen«; Schnee 2010, Bd. 3, 606.

bilanziert der Vater des »Afrikaners« (AT, 71) mit dem deutschen Namen Leonhard Hagebucher – und wirft den Sohn kurzerhand aus dem Haus. »Identität«, so hat es Christian Begemann einmal im Blick auf das realistische Literaturprogramm und dessen Vorliebe für die Figur des Heimkehrers formuliert, »wird für die bürgerliche Welt primär sozial, d.h. nach dem Kriterium des Funktionierens in ihr bestimmt: *Wer* dieser Mann ist, wird daran gemessen, wie er in bürgerlich-ökonomischer Hinsicht sein *sollte* – und davon hängt die *anagnorisis* bzw. ihr Scheitern ab.«<sup>24</sup> Auch in Raabes Roman führt die Rückkehr des Sohnes nicht etwa deshalb zur Krise, weil ihm die Fremde anhaftet und er die Daheimgebliebenen vor die Frage stellt, wie und woran er wiedererkannt werden kann, nachdem er so viele Jahre verschwunden war. Dass der Zurückgekehrte mit dem verloren geglaubten Sohn identisch ist, steht für Vater und Mutter Hagebucher nie in Zweifel. In ihren Augen ist er derselbe unnütze Sohn, der vor Jahren fortgezogen ist. Zum »Problem« (AT, 32), wie es einmal heißt, wird Hagebucher einzig und allein dadurch, dass sein Lebensweg den gesellschaftlichen Normen und Erwartungen nicht entspricht. Das moderne Drama der Heimkehr wird von Raabe mithin als eine doppelte Verfehlung gefasst: Auf der einen Seite stehen die Daheimgebliebenen, die sich nicht damit abfinden wollen, dass der Sohn als Ware (»Handelsartikel«; AT, 28) zurückkehrt; auf der anderen Seite steht der Heimkehrer, der sich in der Fremde selbst zu einem »Rätsel« (AT, 167) geworden ist und für den die Frage nach seiner wirtschaftlichen Existenz gegenüber der viel grundsätzlicheren Frage, wer er ist und wie er sich im Spiegel der Heimatgesellschaft eine Identität verschaffen soll, von nachrangiger Bedeutung ist.

In einem letzten, verzweifelten Versuch, sein Ich zu behaupten und zugleich die Ansprüche der Gesellschaft und der Familie zu befriedigen, verfällt Hagebucher auf die Idee, seine Erlebnisse als Elfenbeinhändler und Kriegsgefangener zu Geld zu machen. Er beschließt, »der deutschen Nation öffentliche, gut honorierte Vorlesungen über das Tumurkieland zu halten« (AT, 92). Aber auch der erste und zugleich letzte dieser Vorträge – der »sowohl formell wie dem Inhalte nach den Mittelpunkt« (AT, 183) des Romans bildet – führt zu keiner Verständigung, keiner Akzeptanz und gelungenen Re-Integration. Statt mit Applaus endet er mit einer »Katastrophe« (AT, 190). Vom »Polizeidirektor« (AT, 187) persönlich wird Hagebucher unmittelbar nach seinem

---

<sup>24</sup> Unveröffentlichte Respondenz von Christian Begemann zu einem Vortrag über »Erzählen und Erkennen. Heimkehrer in der Literatur des deutschsprachigen Realismus«, den ich am 26. November 2014 am *Center for Advanced Studies* (CAS) in München gehalten habe.

Vortrag ein offizielles Auftritts- und Redeverbot erteilt.<sup>25</sup> Die in dem Vortrag getätigten Anspielungen auf das Verbindende von afrikanischer Sklaverei und deutscher Philisterei sind dem Publikum offensichtlich nicht genehm. Denn der ›deutsch-afrikanische Odysseus<sup>26</sup>, als der Leonhard Hagebucher vom Erzähler eingeführt wird, »erlaubt[e] sich von den Verhältnissen des Tumurkielandes wie von denen der eigenen süßen Heimat zu reden« (AT, 187) und »Politik und Religion, Staats- und bürgerliche Gesetzgebung, Gerechtigkeitspflege, Abgaben, Handel und Wandel, Überlieferung und Dogmen, Unwissenheit und Vorurteile auf eine Art und Weise in seinem Vortrage zu verarbeiten« (ebd.), dass »man« (ebd.) sich »als ein staunender Horcher« (ebd.) nicht gewundert hätte, wenn der »verruchte[] Spötter« (ebd.) augenblicklich abgeführt worden wäre, um der »Schande« (ebd.) ein Ende zu machen.

Sind damit schon die Voraussetzung geschaffen, um im fernen Afrika einen Spiegel der heimischen Verhältnisse zu erblicken, so baut der Roman diese Parallele im Fortgang der Handlung noch weiter aus.<sup>27</sup> Er verknüpft die Geschichte der »so gänzlich anormale[n] Rückkehr« (AT, 42) Leonhard Hagebuchers in einem zweiten Erzählstrang mit der Geschichte einer verarmten Adeligen, Nikola von Einstein, die als Vorleserin am Hofe ein einstöniges Dasein fristet und am Ende einer kleinstädtischen Residenz-Intrige zum Opfer fällt. Damit ergeht es ihr nicht besser als dem »vielgewanderten« (AT, 12) »Mann aus Troglodytice« (AT, 50). Denn auch sie ist eine Gefangene, die in einem goldenen »Käfig« (AT, 35) darauf wartet, dass sie gegen ihren Willen für »dreißig Silberlinge« (AT, 184) an einen korrupten Adeligen verheiratet, sprich: verkauft wird. Im Grunde ergeht es ihr sogar noch schlimmer als dem »Kriegsgefangen[n]« (AT, 7) aus Abu Telfan. Denn während Hagebucher der Sklaverei entkommen ist, sitzt sie daheim im deutschen Tumurkieland fest:

---

<sup>25</sup> In dem entsprechenden »Schreiben« des »Fürstlichen Polizeidirektor[s]« wird Leonhard Hagebucher mitgeteilt, dass »eine hohe Behörde nach reiflicher Überlegung zu der Überzeugung gekommen sei, es sei ihre Pflicht, ein ruhiges, aber festes Veto gegen alle fernen [sic] Produktionen dieser Art einzulegen.« (AT, 202).

<sup>26</sup> Auf die mannigfaltigen Bezüge zur *Odyssee* in Raabes Roman kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.

<sup>27</sup> Zur Dialektik von Nähe und Ferne, Eigenem und Fremden im Werk von Wilhelm Raabe siehe Parr, 2013, 71–73 und Götsche 2013, bes. 29–30 u. 51f.; speziell zu *Abu Telfan* siehe Brenner 1989, bes. 48 und Götsche 2013, 50.

»Wie jedes anständige denkende Wesen machte ich den Versuch, in Waffen gegen die Welt aufzustehen; sie erhaschten aber den bunten Stieglitz schon auf der nächsten Hecke wieder, und nun sitzt er in seinem Käfig und zieht seinen Bedarf an Wasser und Hansamen zu sich in die Höhe. Wenn ich nicht auf und davon und mit dem interessanten Räuberhauptmann Signor Semibecco auf die Elefantenjagd ging, so kam ich doch in das Tumurkieland, und, was das schlimmste ist, ich sitze noch darin!« (AT, 35)

## 5.

Eines der gleichsam antiken Elemente dieser und anderer Heimkehrer-Erzählungen des 19. Jahrhunderts besteht mithin im Ausüben und Erleben von Gewalt. Im Spiegel der kolonialen Ferne wird dabei auch die Heimatgesellschaft als gewaltförmig erkennbar. Neu und modern dagegen ist die Einsicht, dass diese Gewalterfahrungen nicht offen thematisiert werden können. Während Odysseus sein Publikum mit seinen Erzählungen noch in den Bann zu ziehen weiß, schlafen Pankraz' Zuhörerinnen über seinem Bericht ein und auch das Interesse an Hagebuchers Erzählungen erlischt, lange bevor er seinen Vortrag hält: Es gab zwar »immer noch viele Leute, welche seiner Odyssee mit Herzklopfen lauschten und dankbar für alles waren, was er in dieser Hinsicht zu bieten hatte«, bemerkt der Erzähler, »aber dem Unbehagen wuchsen doch täglich mehr züngelnde, saugende Polypenarme« und »man teilte einander unter bedächtigem Kopfschütteln mit, daß ein Vagabond [sic] in alle Ewigkeit ein Vagabond bleiben werde und daß es vielleicht um vieles besser gewesen wäre, wenn die Mohren dahinten am Äquator den unnützen Menschen bei sich behalten hätten« (AT, 39). Solange Hagebucher die Sensationslust seiner Mitbürger stillt und »drollige, seltsame Dinge zu erzählen weiß« (AT, 191), hört man ihm, anders gesagt, noch zu. Sobald er diese Erwartung jedoch enttäuscht und von seinem Leben als afrikanischer Sklave zu erzählen beginnt, kehrt man sich von ihm ab. Analog dazu darf auch das arme Burgfräulein aus Raabes Roman sich nicht über ihr »Schicksal« (AT, 82) beklagen: Sie »weiß« (ebd.) zwar »am meisten von allen Menschen« (ebd.), wie es sich anfühlt, »in der Gefangenschaft« (ebd.) zu leben und sich in »Geduld« (ebd.) zu üben, »aber sie darf auch am wenigsten davon sprechen« (ebd.). Auch sie findet romanintern also keine Adressaten; nur Hagebucher, dem selbst niemand zuhören will, schenkt ihr Gehör.

Genau in dieser Krise des Erzählens bzw. Zuhörens unterscheiden sich die modernen Heimkehrererzählungen von den antiken Heldenerzählungen, auf die sie sich beziehen. Die Erfahrung von Gewalt liefert den antiken Autoren

ja nicht nur unzählige Erzählanlässe; in den hochmilitarisierten Gesellschaften der Antike bildet sie auch die Bedingung der Möglichkeit, um Ruhm zu erlangen und in den Status eines Helden erhoben zu werden. Um *kléos*, also Ruhm, zu erwerben, bedarf es allerdings schon in der Antike nicht allein der Auszeichnung im Kampf. Wie Susanne Gödde in ihrem Aufsatz »Phantasma Achill« gezeigt hat, besitzt das Heroische auch eine poetologische Seite:

Wenn die homerischen Epen es immer wieder als die Aufgabe des Sängers bezeichnen, den »Ruhm der Männer« (κλέα ἀνδρῶν) zu verkünden, so wird deutlich, dass der Tod auf dem Schlachtfeld allein nicht ausreicht, das kleos (κλέος) eines Heroen zu etablieren. Es bedarf dazu einer Instanz, die Taten in Worte, in Dichtung überführt, und so wird die Poesie, in diesem Fall das Epos, zu einem Medium, das gegen den realen Tod das Fortleben in der Erinnerung setzt und die Unsterblichkeit im kulturellen Gedächtnis garantiert.<sup>28</sup>

Das Begehr nach Ruhm und, damit verbunden, sozialer Anerkennung hängt in den antiken Texten demzufolge aufs Engste mit dem Erzählen zusammen. Susanne Gödde zufolge manifestiert sich dieses wechselseitige Bedingungsverhältnis nicht nur in der *Ilias* als ganzer, sondern auf spezifische Weise noch einmal in der Figur ihres Haupthelden Achill. Denn auch »Achill rückt an einer Stelle des neunten Gesangs [der *Ilias*] in die Rolle des Kunstproduzenten auf, wenn er zum Spiel der Kithara den ›Ruhm der Männer‹ singt, deren Gegenstand er in der *Ilias* selbst ist (9.190–191)«.<sup>29</sup> Noch deutlicher wird die Verbindung von Heldentum und Erzählertum jedoch in der *Odyssee*. Wie Renate Schlesier herausgearbeitet hat, manifestiert sich in ihr ein neuer Heroentypus, der seinen Ruhm nicht mehr nur seiner gewaltigen Kraft und auch nicht seinem Tod verdankt, wie dies noch bei Achill der Fall war, sondern seinem Leben – und dem Umstand, dass er darüber zu berichten weiß:

Seit Odysseus' Reise ist es möglich, daß die Zeiten und Räume übergreifende Erinnerung an einen Menschen nicht mehr seinen ruhmvollen Tod voraussetzen muß. Odysseus ist in der europäischen Tradition der erste, der nicht einen heroischen oder tragischen Tod gestorben sein muß, um höchsten Ruhm zu erwerben und um seinen Namen unverwechselbar in der kulturellen Erinnerung zu fixieren.<sup>30</sup>

<sup>28</sup> Gödde 2012, 113.

<sup>29</sup> Ebd.

<sup>30</sup> Schlesier 2003, 134.

Möglich und zugleich sichtbar gemacht werde dieses neue Heldentum dadurch, dass Odysseus seinen postumen Ruhm nicht mehr anderen überlässt, sondern sozusagen eigenhändig die Autorschaft seiner Geschichte übernimmt, indem er über mehrere Gesänge hinweg selbst in die Rolle des epischen Erzählers schlüpft:

In seinen Reisegesängen präsentiert Odysseus sich den Phäaken als ein Experte, der die epischen Konventionen genauso beherrscht und sie rhetorisch und sachlich mindestens ebenso geschickt zu handhaben weiß wie ein hochangeschener professioneller Sänger vom Schlage desjenigen der Phäaken. Ja, er konnte diesen, der bei Homer zuvor ausgiebig zu Wort gekommen war, noch übertreffen, denn er bedurfte für seine Darstellungskunst keiner äußerer, göttlichen Inspiration, sondern beanspruchte, sich dafür allein auf seine eigenen Erlebnisse berufen zu können.<sup>31</sup>

Der Held der *Odyssee* vereinigt demnach die Qualitäten des Kriegers, Reisenden, Entdeckers und Sängers (Erzählers) in einer Person – und stiftet damit ein Modell, an dem sich offenbar noch die moderne Heimkehrer-Literatur orientiert, ohne es jedoch ausfüllen zu können. Auch die modernen Texte handeln, wie die beiden angeführten Textbeispiele exemplarisch zeigen, von Reisenden, die nach Jahren oder sogar Jahrzehnten in ihr Elternhaus, ihre Familie oder sonst die Gemeinschaft an dem Ort, dem sie entstammen, zurückkommen. Nicht selten haben sie in der Zwischenzeit an kriegerischen Auseinandersetzungen teilgenommen und dabei zum Teil erfolgreich Karriere gemacht: Kellers Pankraz wird zum Oberst ernannt, der nach Brasilien ausgewanderte Scharfrichter aus Wilhelm Raabes *Zum wilden Mann* (1885) kehrt in ordensgeschmückter Paradeuniform in sein Heimatstädtchen zurück. Ihre Herkunftswelt aber tut sich schwer, sie wieder aufzunehmen: Pankraz, der Schmoller zieht am Ende aus Seldwyla fort, ohne dass man mehr über ihn erfährt; der ‚Brasilianer‘ aus Raabes Novelle kehrt wieder nach Übersee zurück und auch Leonhard Hagebucher kann nur solange als Held imaginiert und gefeiert werden, solange er in der Ferne weilt:

Seltsam! Solange unser wackerer Freund Leonhard in der geheimnisvollen Ferne undeutlich und schattenhaft vor den Augen von Nippenburg umhertanzte, ja sogar als ein Verlorener erachtet werden mußte, zog sein Papa im Pfau einen gewissen wehmütig-würdigen Genuß aus ihm. Man wußte ja von seiner Tätigkeit auf der Landenge von Suez und seiner Fahrt nilaufwärts; der junge Mann war gewißermaßen ein Stolz für die Stadt, und wenn er wirklich zugrunde gegangen

---

<sup>31</sup> Ebd., 138.

war, so hatte Nippenburg das unbestreitbare Recht, sich seiner als eines »Märtyrers für die Wissenschaft« zu erfreuen und ihm mit Stolz unter all den anderen heroischen Entdeckern als den »Seinigen« zu nennen. Es war sogar bereits die Rede davon gewesen, ob man dem heldenmütigen Jüngling nicht eine Marmortafel an irgendeinem in die Augen fallenden Ort oder seinem Geburtshause schuldig sei [...]. (AT, 95–96).

In dem Moment jedoch, in dem er leibhaftig vor der Tür zu seinem Geburts- haus steht und von dem Erlebten zu erzählen beginnt, zerbricht der Traum der Daheimgebliebenen und man wendet sich desillusioniert von ihm ab. »Der tief bedauerte Afrikareisende«, fasst der Erzähler die veränderte Stimmung zusammen, »war heimgekehrt, aber nicht als glorreicher Entdecker; und wer sich allmählich sehr getäuscht und gekränkt fühlte, das war die gute Stadt Nippenburg« (AT, 96).

## 6.

Die am Beispiel zweier Heimkehrer-Texte des 19. Jahrhunderts – Gottfried Kellers Novelle *Pankraz, der Schmoller* und Wilhelm Raabes Roman *Abu Telfan* – gewonnenen Befunde lassen sich mit Blick auf die literarische Produktion des deutschsprachigen Realismus wie folgt zusammenfassen: Erstens ist es der modernen Heimkehrer-Literatur offenbar nicht um die Glorifizierung der Zurückgekehrten zu tun. Anstatt davon zu erzählen, wie der Zurückgekehrte öffentlich geehrt und gefeiert wird, zeigt die avancierte Literatur vielmehr, wie die Erwartung, die sich mit seiner Ankunft verbindet, enttäuscht wird und der Nimbus, der sich in seiner Abwesenheit um seine Person gebildet hat, zerbricht. So unterschiedlich die Geschichten im Einzelnen gestaltet sein mögen – was sie (bis auf wenige Ausnahmen) verbindet, ist eine Art von Erwartungsstörung. Das gilt sowohl für den Heimkehrenden selbst, der glaubt oder hofft, sich in seinem alten Dasein wieder zurechtzufinden, als auch für die Daheimgebliebenen, die sich in der Gestalt des Heimkehrers mit einer Fremdheit konfrontiert sehen, auf die sie nicht vorbereitet sind und die sie nicht zu überwinden vermögen.

Indem die Texte die unüberwindliche Dissonanz und Beziehungslosigkeit zwischen dem Heimkehrer und den Daheimgebliebenen betonen, setzen sie – zweitens – das Paradox in Szene, dass derjenige, der den Krieg, die Gefangenschaft oder die Sklaverei überlebt hat, nach seiner Rückkehr allmählich in Vergessenheit gerät und gleichsam als »Gespenst« (AT, 191) weiterlebt. Wenn man so will, verschieben die Texte des 19. Jahrhunderts die Problematik vom *Überleben* zum *Weiterleben*. Bestand die Herausforderung

von Odysseus und anderen Veteranen des trojanischen Krieges noch darin, in ihr jeweiliges Königreich zurückzugelangen und sich ihre alte Position zurückzuerobern, so besteht die Prüfung der modernen Heimkehrer darin, gleichsam als Nachfahren ihrer selbst weiterzuleben. Sie müssen weiterleben, auch dann, wenn sie sozial für tot erklärt werden. Darin und nur darin liegt ihre heimliche heroische Größe. Die hervorstechende Eigenschaft dieses neuen Heldenotypus, der sich selbst überlebt hat, ist nicht mehr die kriegerische Energie und auch nicht die List. Seine Größe besteht in der »Geduld« (AT, 82) und in der Fähigkeit, wie es in *Abu Telfan* mehr als einmal heißt, sich erfolgreich »totzustellen« (AT, 113, 114).<sup>32</sup> Das gilt freilich nicht für alle Texte der zweiten Jahrhunderthälfte des 19. Jahrhunderts, aber für viele. Auch in den Erzählungen von Theodor Storm etwa führt die Heimreise nicht zurück in den Schoß der Familie und Gesellschaft, sondern in Aporie und Resignation. Hier sieht sich der Heimkehrende nicht nur, wie in Raabes Roman *Abu Telfan*, dazu gezwungen, alle »Ideale« (AT, 124), Träume und Wünsche »so tief als möglich zu begraben« (ebd.); er wird am Ende auch wieder spurlos im Nirgendwo verschwinden.

Die literarische Auseinandersetzung mit der Antike in Texten des 19. Jahrhunderts macht aber noch etwas anderes deutlich. Wenn die antike Dichtung und allen voran das Epos den Helden zum Erzähler kürt und vorführt, wie das Erzählen von sich selbst das eigene Fort- oder Nachleben sichert, dann weist demgegenüber die moderne Heimkehrer-Dichtung darauf hin, dass diese Form der Verlebendigung und Re-Integration nur solange funktioniert, als sie auf Zuhörer trifft, die ihren Teil an der Produktion von Ruhm oder schlicht Verständigung übernehmen. Und genau das ist in der Moderne offenbar nicht mehr gegeben, weshalb man auch in dieser Beziehung von einer *postheroischen* Gesellschaft sprechen kann: einer Gesellschaft, die auf die Rückkehr des Helden (und der Gewalt) nicht eingestellt ist und seine Erzählungen nicht zur Kenntnis nehmen will. In der fiktiven Heimkehrer-Literatur des 19. Jahrhundert jedenfalls erscheint die gewaltförmige Vergangenheit des Helden regelmäßig als ein stummes Element, das nur verdeckt – in Form etwa von Anspielungen, intertextuellen Querverweisen, eingeschränkter Figurenrede oder in die Binnengeschichte ausgelagerten Erzählungen – zur

---

<sup>32</sup> Entsprechend resignativ klingt die im Nachlass Raabes gefundene Anzeige, mit der Raabe seinen Roman bewerben wollte: »Dieses Buch der Heimkehr ist für alle Jene geschrieben, welche auch aus Abu Telfan gerettet wurden und nun wieder zu Nippenburg sitzen, um das Leben in Geduld hinzunehmen, wie es ein Tag nach dem anderen giebt.« Hier zit. n. Biegel 2005, 91.

Darstellung gelangt. Damit weisen die betreffenden Texte auch auf der formalen Ebene auf eine Schwierigkeit hin, die sich hundert Jahre später zu wiederholen scheint. Denn in dem Schweigen, das sie in Szene setzen, kündigt sich bereits das Verstummen der Kriegsheimkehrer aus dem 20. und 21. Jahrhundert an. Dass die Veteranen nicht nur des Zweiten Weltkrieges, sondern auch der aktuellen Kriege im Irak und in Afghanistan sich schwer tun, ihre Erlebnisse mitzuteilen, zumal sie dafür nicht immer ein bereitwilliges Gegenüber finden, ist Gegenstand medizinischer, militärpsychologischer, kulturhistorischer und sogar anthropologischer Untersuchungen.<sup>33</sup> Es bildet zugleich ein wichtiges Motiv in den Büchern derjenigen, die ihre Kriegserlebnisse tatsächlich mitteilen wollen, so etwa in dem Erzählband *Wir erschossen auch Hunde* (2014) des ehemaligen US-Marines Phil Klay über seine Zeit im Irak.<sup>34</sup>

In den USA sind in den letzten Jahren gleich mehrere Initiativen entstanden, diese vom Krieg ebenso wie von der Rückkehr in die Zivilgesellschaft traumatisierten Soldaten zum Sprechen zu bringen. Interessanterweise werden diese Projekte nicht etwa von Medizinern oder Militärangehörigen geleitet, sondern oftmals von Literaturwissenschaftlern. *The Warrior Chorus – Arts and Humanities in Action* etwa, ein Projekt des amerikanischen Alphilologen und Theaterdirektors Peter Meineck, der zuvor das in eine ähnliche Richtung zielende nationale Unternehmen *Ancient Greeks/Modern Lives* verantwortet hat, bietet US-Veteranen eine Bühne, um gemeinsam antike Texte, darunter die Epen Homers, zu lesen und – im Austausch mit Angehörigen, US-Bürgern und Geisteswissenschaftlern – über ihre eigenen Kriegserfahrungen zu sprechen.<sup>35</sup> In Projekten wie diesen wird nicht nur die Antike reaktualisiert, son-

---

<sup>33</sup> Aus der Fülle an Forschungsliteratur zu dieser Thematik sei stellvertretend hingewiesen auf die Studie von Michael D. Jackson *The Politics of Storytelling*, insb. das Kapitel »Silent Casualties« (Jackson 2013, 62–66), und auf den Essay von Lawrence Tittle *Soldier's Home* zu der gleichnamigen Kurzgeschichte von Hemingway und aktuellen Phänomenen wie etwa der »no-talk rule« unter heimkehrenden US-Soldaten. Der Essay (undatiert) ist online abrufbar unter <http://youstories.com/resources/detail/essay-soldiers-home> (15.5.2019). Weitere Literaturhinweise bei Brigitte Refslund Sørensen, die der Bedeutung des Erzählens im Prozess der sozialen Identitätsbildung (»process of social becoming«) und erfolgreichen Re-Integration in die Zivilgesellschaft nachgeht und dabei insbesondere den Aspekt der Geheimhaltung betont, der die Kommunikation zwischen Angehörigen des Militärs sowie zwischen Soldaten und Zivilisten erschwert (Refslund Sørensen 2015).

<sup>34</sup> Die Originalausgabe, ebenfalls von 2014, erschien unter dem Titel *Redeployment*.

<sup>35</sup> <http://www.warriorchorus.org/> (15.5.2019) und <http://youstories.com/home> (15.5.2019). Zu erwähnen ist auch das *Theater of War*-Projekt von Bryan Doerries, bei dem Stücke von Sophokles (*Aias, Philoktetes*) vor Militärangehörigen aufgeführt und anschließend diskutiert werden; vgl. <http://theaterofwar.com/> (15.5.2019). Eine ähnliche Agenda, allerdings in

dern auch eine spezifisch moderne Erfahrung des Nicht-sprechen-Könnens, von der schon die literarischen Texte des 19. Jahrhunderts Zeugnis ablegen.

## Bibliographie

- H. Anton, Mythologische Erotik in Kellers »Sieben Legenden« und im »Sinngedicht«, Stuttgart 1970.
- C. Begemann, Ein weiter Mantel, doktrinäre Physiognomisten und eine grundlose Schönheit: Körpersemiotik und Realismus bei Gottfried Keller, in: H.-P. Ecker (Hg.), Methodisch reflektiertes Interpretieren, Passau 1997, 333–354.
- W. Benjamin, Gottfried Keller: Zu Ehren einer kritischen Gesamtausgabe seiner Werke, in: ders., Gesammelte Schriften, 7 Bde., Bd. 2.1, Aufsätze, Essays, Vorträge, hg. von R. Tiedemann/H. Schweppenhäuser, Frankfurt a.M. 1980, 283–295.
- G. Biegel, »Die Quelle des Nils erforschen und das Mondgebirge besuchen«: Das Schicksal deutscher Afrikareisender im 19. Jahrhundert und die Aktualität von Wilhelm Raabes Roman »Abu Telfan«, in: H. Winkels (Hg.), Ralf Rothmann trifft Wilhelm Raabe: Der Wilhelm Raabe-Literaturpreis – das Ereignis und die Folgen, Göttingen 2005, 67–116.
- R. Böschenstein, Pankraz und sein Tier: Zur Darstellung psychischer Prozesse um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in: J. Thunecke (Hg.), Formen realistischer Erzählkunst, Nottingham 1979, 146–158.
- B. J. Brenner, Die Einheit der Welt: Zur Entzauberung der Fremde und Verfremdung der Heimat in »Abu Telfan«, Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft (1989), 45–62.
- B. Effe, Heroische Größe. Der Funktionswandel des Herakles-Mythos in der griechisch-römischen Literatur, in: R. Kray/S. Oettermann (Hg.), Herakles/Herakles I.: Metamorphosen des Heros in ihrer antiken Vielfalt, Basel 1994, 15–22.
- E. Eßlinger, Anabasis. Anmerkungen zu Gottfried Kellers Legionärsnovelle Pankraz, der Schmoller, in: M. Neumann u.a. (Hg.), Modernisierung und Reserve: Zur Aktualität des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 2017, 118–137.
- S. Gödde, Phantasma Achill: Homer, Euripides, Kleist, Christa Wolf, Gymnasium 119 (2012), 109–137.
- D. Götsche, »Tom Jensen war in Indien«: Die Verknüpfung europäischer und außereuropäischer Welten in der Literatur des Realismus, in: R. Berbig/D. Götsche (Hg.), Metropole, Provinz und Welt: Raum und Mobilität in der Literatur des Realismus, Berlin 2013, 17–52.

---

deutlich kleinerem Rahmen, verfolgt Roberta L. Steward vom Department of Classics am Dartmouth College mit ihren »Homer book groups« (Stewart 2015).

- F. Hoppe, Abu Telfan: Leonhard Hagebucher (1867), in: H. Winkels (Hg.), Ralf Rothmann trifft Wilhelm Raabe: Der Wilhelm Raabe-Literaturpreis – das Ereignis und die Folgen, Göttingen 2005, 117–138.
- M. D. Jackson, *The Politics of Storytelling: Variations on a Theme by Hannah Arendt*, Kopenhagen 2013.
- K. Jeziorkowski, »Eine Art Statistik des poetischen Stoffes«: Zu einigen Themen Gottfried Kellers, Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 45 (1971), 547–566.
- G. Kaiser, »Die Leute von Seldwyla« oder Poesie und Kapitalismus, in: ders., Gottfried Keller: Das gedichtete Leben, Frankfurt a.M. 1981, 270–394.
- G. Keller, Die Leute von Seldwyla, in: ders., *Sämtliche Werke: Historisch-Kritische Ausgabe*, hg. von W. Morgenthaler u.a., 32 Bde., Bd. 4–5, hg. von P. Villwock, Basel 2000.
- P. Klay, *Wir erschossen auch Hunde: Stories, aus dem amerikanischen Englisch von H. Meyer*, Berlin 2014.
- J. Lehnens, *Adventus principis: Untersuchungen zu Sinngehalt und Zeremoniell der Kaiserankunft in den Städten des Imperium Romanum*, Frankfurt a.M. 1997.
- P. Meineck/D. Konstan (Hg.), *Combat Trauma and the Ancient Greeks*, New York 2014.
- W. Menninghaus, *Artistische Schrift: Studien zur Kompositionskunst Gottfried Kellers*, Frankfurt a.M. 1981.
- S. Oettermann, *Herkules von der Peripherie her: Jahrmarkt, Circus, Puppenspiel*, in: ders./R. Kray (Hg.), *Herakles/Herkules I.: Metamorphosen des Heros in ihrer antiken Vielfalt*, Basel 1994, 161–178.
- R. Parr, *Die nahen und die fernen Räume: Überlagerungen von Raum und Zeit bei Theodor Fontane und Wilhelm Raabe*, in: R. Berbig/D. Götsche (Hg.), *Metropole, Provinz und Welt: Raum und Mobilität in der Literatur des Realismus*, Berlin 2013, 53–76.
- H. Pfotenhauer, *Die Wiederkehr der Einbildungen: Kellers »Pankraz der Schmoller«*, in: ders., *Sprachbilder: Untersuchungen zur Literatur seit dem 18. Jahrhundert*, Würzburg 2000, 175–187.
- G. Plumpe, *Die Praxis des Erzählens als Realität des Imaginären: Gottfried Kellers Novelle »Pankraz der Schmoller«*, in: ders. u.a. (Hg.), *Wege der Literaturwissenschaft*, Bonn 1985, 163–173.
- W. Raabe, Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge [1867], in: ders., *Sämtliche Werke: Braunschweiger Ausgabe*, hg. von Karl Hoppe, 20 Bde., Bd. 7, bearbeitet von Werner Röpke, Göttingen 1951.
- W. Raabe, Zum wilden Mann [1885], in: ders., *Sämtliche Werke. Braunschweiger Ausgabe*, hg. von K. Hoppe, 20 Bde., Bd. 11, bearbeitet von G. Mayer/H. Butzmann, Freiburg i.Br. 1956, 159–256.

- C. Ransmayr, *Odysseus, Verbrecher: Schauspiel einer Heimkehr*, Frankfurt a.M. 2010.
- B. Refslund Sørensen, *Veteran's Homecomings: Secrecy and Postdeployment Social Becoming*, *Current Anthropology* 56 (2015), 231–240.
- H. Richter, *Pankraz, der Schmoller*, in: ders., *Gottfried Kellers Frühe Novellen*, Berlin 1960, 77–97.
- R. Schlesier, *Transgressionen des Odysseus*, in: dies./U. Zellmann (Hg.), *Reisen über Grenzen: Kontakt und Konfrontation: Maskerade und Mimikry*, Münster 2003, 133–141.
- H. Schnee, *Deutsches Kolonial-Lexikon* [1920], 3 Bde., Saarbrücken 2010.
- P. Sloterdijk, *Was geschah im 20. Jahrhundert?*, Berlin 2016.
- R. L. Stewart, *Ancient Narratives and Modern War Stories: Reading Homer with Combat Veterans*, *Amphora* 12 (2015) 1–3, 20–21.
- C. Wild, *Royal Re-entries. Zum Auftritt in der griechischen Tragödie*, in: A. Matzke/U. Otto/J. Roselt (Hg.), *Auftritte: Strategien des In-Erscheinung-Tretens in Künsten und Medien*, Bielefeld 2015, 33–61.
- J. E. Zierlein, *Gottfried Keller und das klassische Erbe: Untersuchungen zur Goetherezeption eines Poetischen Realisten*, Frankfurt a.M. 1989.